

(Nachdruck verboten.)

43]

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Achim trat ein, lehnte mit der erhobenen Rechten die herzliche Begrüßung des Jugendfreundes ab und sagte, als der Diener die Thür kaum geschlossen hatte, wie eine eingelernte Rede:

„Meine Schwester ist beleidigt worden. Ihr Name ist in die Sache verwickelt, mein Herr. Ich muß für Johanna eintreten.“

Achim hielt inne. Dann rief er erschüttert und mit gänzlich veränderter Stimme:

„Mein armes Schwesterherz! Wer war es denn wert, ihr die Schuhriemen zu lösen! — Verzeihung! Ich komme zu Ihnen, damit Sie mir erzählen, was Sie über den Fall wissen. Ich will einen Gegner haben, ich muß einen haben. Und wenn nur der Schatten von Unrecht auf Ihnen lastet, so müssen Sie heran. Sie wären mir fast der Liebste!“

Glühend schob es in Richards Antlitz auf. Das wäre das verrückteste Ende! Sich von ihrem Bruder todschießen zu lassen. Möglichst gelassen sagte er:

„Ich will Ihnen alles erzählen, was ich übrigens erst seit kurzem weiß. Und wenn Sie für Ihr Fräulein Schwester nicht zufrieden sind, so stehe ich zu Diensten.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Achim beinahe herzlich. „Seitdem ich in Berlin bin, sind Sie der erste Mann, mit dem sich anständig verhandeln läßt, und ich war heute schon bei vielen Leuten. Darf ich mich setzen? Ich bin müde.“

„Aber ich bitte!“ sagte Richard, dessen leidenschaftliche Aufregung sich gelegt hatte. Er klingelte. „Wenn es nicht gegen Ihre Lebensgewohnheit verstößt, bei dem eventuellen Gegner von morgen . . .“

„Es hätte allerdings Eile.“

„Wenn Sie also bei mir heute ein Glas Wein trinken wollen . . .“

„Ach, das ist patent von Ihnen!“ rief Achim; „ich habe seit gestern abend buchstäblich keinen Bissen zu mir genommen; erst die Reise und dann der Empfang bei Mama. Es widerspricht nicht meiner Ehre, daß Sie mich vom Hungertode retten.“

„Sie müssen ja leben, damit Sie sich morgen schlagen können!“ sagte Richard. „Und ich will Ihnen gestehen, daß auch ich seit heute früh nichts gegessen habe; ich habe einige aufgeregte Stunden hinter mir. Also, wenn es Ihnen recht ist, besprechen wir die Sache nach Tisch.“

„Angenommen!“ rief Achim.

Richard ließ die wenigen Gänge auf einmal aufräumen und verbat sich jede Störung. Und eine kurze Zeit aßen nun die beiden Gegner tapfer, was der Wirt vorlegte; Achim besonders trank dazu manches Glas von Mettmanns Burgunder.

Endlich atmete der Lieutenant auf, trocknete den Mund und die schon sichtbaren Haare des Schnurrabts und schob das Glas von sich weg. Sofort beendete auch Richard, der weniger genossen hatte, sein Mahl.

Sie setzten sich nebeneinander auf das Sofa und Richard bat, zur Sache übergehen zu dürfen.

„Es handelt sich um ein Portrait meiner Schwester . . .“

„Welches ich besitze,“ fiel Richard ein.

Der Lieutenant sprang in die Höhe und warf die Cigarre in eine Ecke.

„Sie? Sie? Sie haben diese Schändlichkeit bestellt? Sie sind ein . . .“

„Halt!“ rief Richard. „Ich habe das Bild in bester Absicht erworben, um es . . .“

„Einerlei! Sie besitzen es! Sie haben es bezahlt! Sie haben es gesehen! Ich frage Sie, ob Sie mir für diese Beleidigung meiner Schwester Genugthuung geben wollen?“

„In Dreiteufelsnamen ja!“ schrie jetzt Richard.

Achim griff nach seinem Helm und reckte sich martialisch. Dann besann er sich und sagte:

„Wir müssen formlos handeln. Wir müssen, bevor wir die Zeugen verständigen, unter vier Augen bestimmen, was

wir zum Vorwand nehmen. Der Name meiner Schwester darf nicht noch einmal genannt werden.“

„Gewiß nicht. Ich bin zu allem bereit, was Sie zum Vorteil von Fräulein Johanna vorschlagen.“

„Ich weiß, Sie waren ihr immer treu ergeben. Meine arme Schwester!“

Achim wandte sich ab und stieß seinen Degen einigemal heftig gegen den Boden.

„Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen,“ sagte er dann vertraulicher. „Das einfachste scheint mir, wir benützen Ihren Vater als Ausrede; ich habe ihn gefordert, er hat sich schlecht benommen, Sie treten für ihn ein.“

„Ganz gut,“ erwiderte Richard ernst; „aber man wird fragen, warum Sie einen alten Mann zum Zweikampf herausgefordert haben, und Ihre Schwester wird doch genannt werden.“

„Verdammt, Sie haben recht! Warten Sie nur, wir werden schon etwas finden!“

„Wie gerieten Sie an meinen Vater?“ fragte Richard zögernd.

„Ich bin eben an alle geraten; sie sind nur der letzte, weil ich Ihnen keine böse Absicht zutraute. Seit zwölf Uhr suche ich ja einen Menschen, der sich mit mir schlagen will; aber sie haben alle mehr oder weniger gekniffen.“

„Ich bitte, erzählen Sie mir, bei wem Sie waren. Es ist wichtig, daß man sich des Schweigens aller dieser Herren versichert.“

„Sie werden schweigen, denn sie werden sich schämen!“ rief Achim. „Ich war zuerst bei Ihrem Herrn Vater, der ließ — das will ich nur gestehen — mich gar nicht ordentlich zu Worte kommen. Er erinnerte mich an die Zeit, wo ich und Sie im Garten mit einander gespielt, und sprach von seinen grauen Haaren; er drohte mit der Polizei und hat mich hierbei höflich, deutlich zu reden. Sie begreifen, daß ich auf die Ehre verzichte. Uebrigens hatte ich so viel erfahren, daß die Zeichen M. P. unter dem nichts-würdigen Nachwerk die Anfangsbuchstaben des Namens waren und Moriz Pinius bedeuteten. Ich bin nicht hochmütig; ich war bereit, mich sogar Herrn Pinius gegenüber zu stellen und ich fuhr zu seiner Wohnung nach der Frankfurter Allee. Ich habe mir die künstlerische Umgebung eines Mitarbeiters der „Fanfare“ etwas anders vorgestellt. In drei kleinen Stuben standen dort die Betten für Herrn Pinius und seine Frau, für seine Eltern, für seine Kinder und die alte Dienstmagd, es kam nicht auf jeden, glaube ich, ein ganzes Bett. Als Herr Pinius meine Uniform sah, verlor er natürlich seine Fassung; es that mir leid, aber ich mußte ihn beschimpfen, und als das nichts half, ihn sehr deutlich zu einem Duell einladen; er benahm sich jammervoll. Es roch nach Gänsefäkalien.“

Im Nebenzimmer, dessen Thür ich abgeschlossen hatte, schrie und weinte alles durcheinander; es war nichts zu erreichen, als daß er mir einige Namen und Adressen brachte, die ich brauchte. Ich wußte ja bis gestern noch gar nichts in meinem polnischen Nest. Ich hatte also mein Duell noch immer nicht. Ich fuhr zu dem Kunsthändler, der das Bild ausgestellt hatte, ich fand einen principiellen Gegner des Duells, der aus ethischer Ueberzeugung niemals eine Waffe gegen seinen Nebenmenschen erheben würde, nicht einmal den Namen dessen wollte er nennen, der das Bild gekauft hatte. Es wäre ein Geschäftsgeheimnis, ich bin herzlich froh, daß Sie es besitzen. Ich möchte Ihnen beinahe dafür danken, — wenn ich es Ihnen nicht übel nehmen müßte. Fürchtbar komisch! Ich habe das Gefühl, daß meine Schwester bei Ihnen gut aufgehoben ist.“

„Seien Sie dessen versichert, Herr von Habenow; außer dem Maler und mir hat seit dem Eröffnungstage der Ausstellung kein Mensch das Bild erblickt!“

„Famos!“ rief Achim immer munterer. „Na, bei dem Maler war ich natürlich zuerst gewesen, er war aber in seinem Atelier nicht zu finden. Beim Kunsthändler erst erfuhr ich, in welchem Loche er sich versteckt hatte; ich eilte hin, traf ihn an und machte ihm den Vorschlag, den ich allen machte und der mich selber zu langweilen anfang. Herr Düsselhof war sehr korrekt, sehr ernst, aber ich weiß nicht, mir ahnt, auch er wird sich drücken. Er sprach von einer Pilgerfahrt nach Rom, von einem Ehrenrat, der aus Künstlern und Offizieren

zusammengesetzt werden sollte; er will offenbar Zeit gewinnen."

Richard langte lächelnd Disselhofs Brief hervor und gab ihn dem Lieutenant zu lesen.

"Er hat soeben die Reise nach Italien antreten müssen, die er seit zwanzig Jahren geplant."

Achim stampfte fluchend auf.

"Die Memme! Na, ich habe ja jetzt Sie, lieber Mettmann, und mehr als einen Gegner brauche ich nicht. Was ist das für ein Bild, worüber Disselhof Ihnen schreibt, geht es unser Geschäft etwas an?"

"Davon später, lieber Herr Lieutenant! Wollen Sie nicht vorher zu Ende erzählen? Wie Sie sagten, nannte Ihnen Herr Pinkus seine Quellen. Haben Sie dort nicht auch Ihr Glück versucht?"

(Fortsetzung folgt.)

Strindbergs „Vater“.

(Neue Freie Volksbühne.)

Der tapfere Verein hat Glück gehabt; er hat mit Reicher vom Deutschen Theater ein Abkommen zu Stande gebracht. Wenn wir recht unterrichtet sind, wird Reicher in Zukunft das Ensemble zusammenstellen. Zu den Verbindungen, die Herr Regisseur Noest besitzt, kommen also diejenigen Reichers hinzu, und das will gewiß nicht wenig sagen. Reicher ist das Verhältnis gewiß nicht um schönen Mammons willen eingegangen — der schöne Mammon hat immer zu den schwächsten Seiten der Neuen Freien Volksbühne gehört. Reicher ist aber nicht nur ein verdienstvoller Schauspieler, sondern auch dramatischer Lehrer, was bei den traurigen Zuständen auf diesem Gebiet ebenfalls ein künstlerisches Verdienst bedeutet. Vermutlich wollte er Gelegenheit gewinnen, seine gereifteren Schüler ins Feuer zu schicken und damit kann die Neue Freie Volksbühne in jeder Beziehung einverstanden sein. Es ist viel angenehmer, einen Schüler aus der Schule Reichers zu sehen, als einen Komödianten vierten Rangs, der mit kalter Routine aus der Rolle eben das macht, was sie in seinem Gehirn vierten Rangs bedeutet. Sei der Schüler auch noch so unbeholfen, mag er meinetwegen auch gar nichts bringen, so wird doch immer dafür gesorgt sein, daß er nichts Falsches bringt. Außerdem ist es vielleicht nicht ganz zu verachten, daß der Name Reichers hier und da Kritiker ins Theater zieht, die sonst am Ende nicht gekommen wären. Also nochmals: Man darf dem Verein gratulieren, und wir hoffen bestimmt, daß auch Reicher künstlerisch auf seine Kosten kommt. Die Aufführung am Sonntag verlief, wie wir gleich feststellen wollen, glänzend.

Zur Aufführung kam Strindbergs „Vater“. Gerade diese Dichtung rechtfertigt am ehesten Strindbergs Ruf in Deutschland. Es steht in ihr ein Weiberhaß, der in seinen Worten stark und in seinen Konsequenzen kühn genug ist, um das Drama bedeutend zu nennen, selbst wenn man mit diesem Wort sonst sparsam umgeht. Ein Rittmeister kämpft mit seiner Frau um die Erziehung der einzigen Tochter. Er ist als gelehrter Schriftsteller bekannt und will sie in freien Anschauungen erziehen lassen. Die Frau hält es mehr mit den hergebrachten Anschauungen, nicht etwa aus Ueberzeugung, sondern um ihren Mann tief und tödlich verletzen zu können. Der Kampf zwischen den beiden ist nämlich alten Datums. Er verband sich mit ihr, weil er ihr, wie einer treuen Mutter, den arbeitschweren Kopf in den Schoß legen konnte. Sie liebte ihn, so lange sie überlegen blieb, so lange er bei ihr Schutz suchte, wie ein verlassenes Kind. Sie fing an, ihn zu hassen, als er eines Tags Mann wurde und Herrenrechte geltend machte. Seit dem Tage wurde in dem stillen Hause auf Tod und Leben gekämpft — um die Herrschaft. Strindberg hat es mit einer fast diabolischen Kunst verstanden, diesen Kampf lebendig zu machen. Alle Weiber des Hauses stehen instinktiv auf Seiten der Frau. Die Schwiegermutter, die alte Amme des Rittmeisters, die ihn noch immer wie ein Kind behandelt und selbst die eigne Tochter. Die Schilderung des Kampfs ist von ungeheurer psychologischer Tiefe. Die Frau, die den Kampf anföhrt, arbeitet mit Mitteln, auf die kein Mann verfallen würde und vor denen er sich entsetzt abwenden würde, wenn er wirklich in einem Augenblick von Schlechtigkeit darauf verfiel. Es liegt etwas Unheimliches darin, wie die Frau in diesem verbrecherischen Kampf von allen Weibern des Hauses unterstützt wird, weil sie es versteht, jede in ihrer besonderen Art aufzuheben. Sie erreicht, den Mann in hohem Grade nervenkrank zu machen, indem sie ihn konsequent als krank behandelt. Er, der im Grunde kaumstark ist, gerät dadurch in eine solche Raserei, daß er das Wort krank nicht einmal hören kann — und damit ist er ja wirklich krank. Indem sie seine Briefe unterschlägt, alle seine Freunde durch heimliche Lügen vertreibt, bringt sie ihn in einen Zustand des Unheimlichen und Ungewissen hinein, der die Nervenverfassung spüren muß. Wie sie so weit ist, konsultiert sie hinter seinem Rücken einen Arzt. Er rät ihr, vor allem den Argwohn des Manns nicht rege zu machen, da in einem kranken Gehirn die wildesten Vor-

stellungen haften bleiben. Von der Stunde an schürt sie seinen Argwohn in grauenerregender Weise. Tropfenweise so zu sagen, in fallter berechneter Steigerung, bringt sie ihm den Gedanken bei, daß er nicht der Vater seines Kindes sei. Rein, schlummer noch — sie bringt ihn nur zum Zweifeln. Diese Dame arbeitet zu fein, um sich mit einem so plumpen Ding abzugeben, wie es die Gewißheit ist. Die Gewißheit wäre ein männlicher Keulenschlag, ein offener Hieb in offener Schlacht. Der Zweifel ist hier der feinste Verbrechergedanke. Der frist und frist, und überliefert den unglücklichen Rittmeister dem Wahnsinn. Es ist aber nicht genug, daß er den Verstand verloren hat; er hat noch seine kräftigen Soldatenarme, und da er gelegentlich in Tobsucht ausbricht, wird er dadurch gefährlich. Es gilt, den geistig Wehlofen auch körperlich wehlos zu machen. In einer Scene, in der Strindbergs Haß den Blick bis zur Genialität schärft, läßt die alte Amme dem kranken Mann Kindergeschichten vor, zieht ihm eine Jade an wie damals, nur daß diese Jade eine — Zwangsjacke ist. Ohne Phrase: diese Scene könnte von Shakespeare sein. Der nunmehr endgültig gebändigte Mann stirbt nach einem letzten verzweifelten Aufschrei am Herzschlag. Frau Laura hat gesiegt — und hat daneben die Pension, die der Mann verdient hat.

Es ließe sich ästhetisch gegen das Stück viel einwenden, vor allem, daß im letzten Akt der Gedanke ausbleibt, der diesen wilden Kampf in Ruhe und Klarheit auflöst. Der Gedanke fehlt dem Stück nicht ganz, im zweiten Akt blüht er gelegentlich auf. Im dritten Akt aber hätte er herrschen und schlichten müssen. So aber herrschen im dritten Akt Wahnsinn und Todeskampf des Rittmeisters und das martert fürchtbar, selbst wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, im Theater über recht feste Nerven verfügt. Wir haben in einem früheren Feuilleton die Eigenart Strindbergs zu schildern versucht. Was wir damals sagten, gilt — für den besonderen Fall gebührend bebingt — auch für dieses Stück. Man spürt These und Theorie; man sieht die Schrauben und Räder.

Die Aufführung nannten wir bereits glänzend, und thaten es, weil sie im Rittmeister, in seiner Frau und in der Amme drei Leistungen ersten Rangs bot. Reicher stand im Rittmeister auf der Höhe seines Könnens. Wir glauben die Leistungen mit diesen kurzen Worten übergehen zu dürfen, einmal, weil Reicher am wenigsten des Lobes bedarf, und dann auch, weil wir bei der ersten Gelegenheit auf diesen merkwürdig komplizierten Schauspieler zurückkommen wollen. In seinen Leistungen mischen sich Ausdrücke des stärksten Temperaments und Momente der tiefsten Reflexion.

Die Frau des Rittmeisters wurde von Fräulein Hedwig Wangel ausgezeichnet gespielt. Die Dame hat, wenn wir nicht irren, im Lessing-Theater kleine Rollen gespielt. Das Lessing-Theater ist im Grunde nicht reich genug, um eine so feine und sichere Künstlerin spazieren gehen zu lassen. Wir tempen — übrigens nicht nur am Lessing-Theater — sehr viele Damen, die sehr gut beschäftigt sind und doch sehr viel weniger Talent haben, als Fräulein Wangel. Besonders im ersten Akt traf sie den Ton, auf den die düstere Dichtung gestimmt ist, ausgezeichnet. Auch die diabolische Kälte und Verschlagenheit der unheimlichen Gestalt brachte sie mit den intimsten Mitteln der Schauspielkunst zur Geltung. Mag sein, daß sie am Schluß des zweiten Akts hätte höher wachsen müssen — den vorzüglichen Gesamtcharakter vermag das nicht zu ändern. Wir hoffen sehr, daß wir Fräulein Wangel noch häufiger in großen Rollen begegnen. Frau Gundra vom „Schiller-Theater“ spielte die Amme und zwar so gut, daß die Leistung hoffentlich auf ihre Beschäftigung am „Schiller-Theater“ zurückwirkt. Frau Gundra ist uns immer, auch in den kleinsten Rollen, durch ihre schlichte und echte Art aufgefallen. In „Vater“ hat sie gezeigt, daß sie auch großen Aufgaben gewachsen ist.

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Eine Tragödie aus dem Leben. Ueber einen erschütternden Vorfall, der sich im Heffischen ereignet, wird der Frankfurter Zeitung geschrieben: Ein grauer Nebelschleier hat sich über die Berge gesenkt. Auf den Wiesen erheben sich weiße, feuchte Dünste, und langsam rollt das dunstige kleine Fließchen dahin. Am Horizont erglänzt ein rötlicher Streifen, ein Abschiedsgruß der scheidenden Sonne. — Durch die dämmernde Landschaft wandern die aus der Stadt zurückkehrenden Fabrikarbeiter ihrem Heim entgegen. Sie sind todmüde, hungrig und durstig und eilen auf kurze Stunden nach Haus, zur Ruhe, um morgen wieder ihr freudloses Dasein zu beginnen. Am Ufer des Fließchens stehen einzelne Menschen. Immer mehr der Vorübergehenden sammeln sich dort an. Ein trübes, aber nicht ungewöhnliches Schauspiel — eine Leiche wird gelandet. Der Körper eines halberwachsenen Mädchens wird in das Gras gebettet. Die zerrissene ärmliche Kleidung, das magere Gesichtchen, von blonden triefenden Haaren umrahmt, zeigen an, daß es ein Kind des Volks ist, das den frühen Tod in den Wellen gefunden. Es wird dunkler und nebeliger. Ernst und schweigend bereiten die Umstehenden jetzt eine Bahre, um die tote in das Leichenhaus am Friedhof zu bringen. Keine Heimat, keine Anverwandten! Es war ein armes, elternloses Geschöpf, im Waisenhaus erzogen, und erst seit Ostern in Stellung. Selbst noch ein Kind, müßte es dort die Kinder der

Bauernleute warten und pflegen. Eines Tags fehlt dem Bauer Geld aus seinem ledernen Beutel, der auf dem Tisch lag. Es wird alles durchsucht, aber nichts gefunden. Niemand außer dem armen kleinen Kindermädchen ist in der Stube gewesen. Es scheint außer Zweifel, daß sie das Zweimarkstück entwendet habe. Unter Thränen beteuert sie ihre Unschuld, aber niemand glaubt ihr. Der Bauer jagt sie in seiner Wut aus dem Hause. Wer weiß, was in dem unglücklichen heimatlosen Wesen vorging, bis es den verzweifeltsten Entschluß faßte, in den Tod zu gehen? Schon am nächsten Morgen wird der Armenjarg mit dem schwächlichen Körper im äußersten Winkel des Friedhofs, bei den Selbstmördern, beigelegt. Um dieselbe Zeit sieht der Bauer, wie sein zweijähriges Kind vor dem Hause mit etwas Glänzendem spielt und es im Sande ein- und ausgräbt. Es ist das fehlende Zweimarkstück. Scheu und beschämt schaut er sich nach allen Seiten um. Da niemand in der Nähe ist, stecht er schnell das Geldstück in seinen ledernen Beutel. —

— **Die Chinesen und das Theater.** Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Neben Glücksspielen mancherlei Art sind Theater-Vorstellungen das höchste Entzücken jedes Chinesen. Wie sehr dies besonders auf dem Lande der Fall ist, wo das Einerlei des täglichen Lebens kaum jemals unterbrochen wird, darüber belehrt uns am besten das unlängst erschienene Buch „Chinese Village Life“ des auch in Peking eingeschlossenen Missionars Arthur Smith. Den Anlaß zu einer Theater-Vorstellung in einem Dorfe, heißt es da, bildet zuweilen ein Gelübde, das jemand in Zeiten schwerer Krankheit gethan hat. Häufig will auch ein ganzes Dorf auf diese Weise irgend einer Gottheit seinen Dank für eine gute Ernte oder für einen befruchtenden Regen abtasten. Sehr volkstümlich ist eine Theater-Vorstellung ferner bei einem Streite zwischen zwei Parteien. Die „Friedensstifter“ schlagen dann nämlich der einen Partei vor, daß sie, statt einen kostspieligen und ärgerlichen Prozeß zu führen, den sie wahrscheinlich verlieren würde, doch lieber eine Theatertruppe kommen lassen sollte, wodurch sie sich das ganze Dorf verpflichten könnte. Weistens wird ein solcher Vorschlag zur Güte angenommen. Mitunter hat man keinen andern Grund für das Abhalten einer Vorstellung, als daß gerade ein Ueberschuß in einer öffentlichen Kasse da ist. Jeder Ausländer könnte natürlich mit Leichtigkeit ein Duzend verschiedener Vorschläge zur besseren Verwendung des Gelds machen, aber einem Chinesen ist es unverständlich, wie man eine Theater-Vorstellung nicht unter allen Umständen vorziehen kann. Um die Neujahrszeit kommt es nicht selten vor, daß eine Schauspieltruppe gleichzeitig von mehreren Dörfern gewünscht wird. Um nur einen möglichst großen Verdienst einzustreichen, teilt sich die Truppe in solcher Fällen gewöhnlich in zwei Hälften. Die entstandenen Liden sucht man, so gut es geht, durch Liebhaber auszufüllen, in dem Gedanken, daß die dummen Bauern ja nichts davon merken werden. Oft gelingt diese Mogelei auch; kommt das Landvolf aber dahinter, daß weniger Schauspieler da sind, als man vorher vereinbart hatte, und daß sie noch dazu weniger gut spielen, als man erwarten konnte, so ist der Jorn groß. Die Schauspieler können die Bauern dann nur durch das Versprechen beschwichtigen, ihnen einige Sondervorstellungen zu geben.

Sobald es sicher ist, daß eine Truppe ein Dorf besuchen wird, gerät das ganze umliegende Land in die größte Aufregung. Alle Schulen erwarten, während der Dauer der Vorstellungen Ferien zu bekommen. Sollte ein Lehrer so eigensinnig sein, diese Hoffnung täuschen zu wollen — was aber in Wirklichkeit fast nie der Fall ist, weil es ihn selbst viel zu sehr zu dem Schauspieler hinzieht — so würden ihm seine Schüler einfach sämtlich davonlaufen. Jede chinesische Familie hat einen Schwarm von Verwandten jedes Grades, die eine Theatervorstellung als willkommenen Anlaß zu einem Besuche betrachten; ob sie vorher eingeladen worden sind oder nicht, ist dabei gleichgültig. Die meisten Bauern würden sogar selbst dann kommen, wenn sie bestimmt wüßten, daß sie nicht willkommen wären. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß aufrichtige Gastfreundschaft kaum eine Tugend der Chinesen sei. Außerlich suchen sie allerdings immer den Eindruck zu erwecken, sehr gastfrei zu sein, und wer von entfernt wohnenden Verwandten oder Bekannten die Schwelle eines Hauses betritt, wird sicherlich dringend gebeten, über Nacht zu bleiben. Niemand läßt sich jedoch durch dieses höfliche Drängen täuschen, denn jeder weiß, daß der Hausherr nur gar zu oft unter der Maske der Höflichkeit den Wunsch verbirgt, der Gast möge dahin gehen, wo der Pfeffer wächst. Deshalb wird einer unter gewöhnlichen Verhältnissen der Einladung nur dann folgen, wenn er gewiß sein kann, daß sie ehrlich gemeint ist. Während der Zeit von Theatervorstellungen aber fallen alle solche Zweifel der Etikette weg, da jedermann zunächst darauf bedacht ist, dieses Vergnügen unter keinen Umständen zu versäumen. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß in einem Dorf, wo sich eine Schauspieltruppe aufhält, alle Familien demnach von Besuchern überlaufen werden, daß trotz der chinesischen Gewissenszeit des Nachts büchstablich nicht genug Platz zum Niederlegen da ist. Auch bleibt für die Männer nichts andres übrig, als die ganze Nacht aufzubleiben und sich „in drangvoll fürchterlicher Enge“ zu unterhalten, so gut es geht: eine ausgezeichnete Vorbereitung für den folgenden Tag mit seiner Vorstellung, die ohnehin schon ermüdend genug zu sein pflegt. Dazu kommt noch, daß eine Truppe selten weniger als drei und manchmal mehr als vier Tage hintereinander spielt. Bedenkt man endlich, daß jede verheiratete Frau, die Verwandte besucht, stets alle ihre

Kinder mitnimmt, die selbstverständlich im ganzen Hause umherkrabbeln und sich alles Eßbare, das sie finden, aneignen, so wird man einen derartig heimgesuchten Haushalt nicht gerade beneiden können. Die Kosten, die ein solches Heer von Besuchern verursacht, sind natürlich nicht gering. Mitummer steht der sparsame Chinese das fast überall teure Brennholz oder die Kohlen, die ein halbes Jahr lang vorhalten sollten, in einer Woche hinschwänden beim „Kösten“ des Wassers, wie der wunderliche Ausdruck lautet, oder beim Kochen des Essens für die zahlreichen Gäste, die niemals ernstlich eingeladen waren. Nach einer mäßigen Schätzung übersteigen die Unterhaltungskosten für die Gäste den Beitrag für das Theater im Durchschnitt um das Zehnfache.

Das ist aber noch nicht alles. Unter den vielen Menschen, die ein Schauspiel herbeilockt, giebt es natürlich nicht wenige Gauner, die sich eine so vorzügliche Gelegenheit zum Stehlen nicht entgehen lassen wollen. Die Dorfbewohner müssen daher während der Zeit, wo sie sich nicht um ihre Gäste zu kümmern haben, scharf aufpassen, daß ihnen nichts abhanden kommt. Es bleibt ihnen also selten Zeit, sich selbst das Schauspiel anzusehen. Oft genug ist in einem Dorfe nach einer längeren Theaterzeit kein einziges Fußn mehr zu finden. Viele Bauern verkaufen, wenn eine Schauspieltruppe in ihrem Dorfe erwartet wird, im voraus ihr sämtliches Federvieh, damit es nicht den schlauen Hühnerdieben in die Hände falle. —

Theater.

In Die Freie Volkssbühne führte am Sonntag in den Räumen des Carl-Weiß-Theaters den ersten Teil von Björnsterne Björnsons Schauspiel „Ueber unsre Kraft“ auf. Das Stück selbst wurde bereits im März dieses Jahres (siehe Nr. 80 des Unterhaltungsblatts) gelegentlich seiner Erstaufführung im Berliner Theater eingehend behandelt, so daß wir uns heute allein auf die Aufführung beschränken können.

Diese Aufführung wurde in jeder Weise allen Anforderungen des Stücks gerecht. Namentlich war es Herr Adolph Klein, der als Pfarrer Sang naives Christentum und das Machtvolle einer starken Persönlichkeit so zu verbinden wußte, daß er aus diesen beiden Elementen einen Mann schuf, der hart das Unheimliche, Dämonische, das jenseits der menschlichen Kraft liegt, streifend, dennoch lebenswahr und bühnenwirksam blieb. Durch alle Episoden des Stücks führte der Künstler diese Figur glaubhaft und menschlich zugleich durch: am Krankenbette der dahinsiechenden Gattin goß er Mitleid und Liebe in die Seele dieses christlichen Uebermenschen; in der Abrechnungsszene zwischen dem Vater und den Kindern, die den Glauben des Vaters verloren haben, ließ er das Vaterherz lauter sprechen als den Schmerz um seine zerstörten Hoffnungen; und endlich am Schluß, als Sang mit dem fragenden „oder“ auf den Lippen entsezt neben die tote Gattin stürzt, sang diese fragende Anklage auch mehr wie eine Erkenntnis seiner entsetzlichen That, als wie eine Erkenntnis dessen, daß ihm sein Glaube zusammengebrochen sei. Nebenlich, gleichsam vorbereitend auf den zweiten Teil des Stücks, hatte Herr Hartberg den Elias gestaltet. Das Unreife, Verworfene und Schwärmerische dieses Sohns des Wunderpfarrers kam nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Heftigkeit der Bewegungen zum Ausdruck. Fräulein Grete Lorma löste als Nabel leider nicht in gleich befriedigender Weise ihre Aufgabe; es kam alles so heraus, als glaubte sie nicht recht an das, was sie sprach; auch gab sie dem ersten Charakter ihrer Rolle einen viel zu naiven und badfischartigen Anstrich. Die unheilbar kranke Frau Sang fand in Frau Elise Steinert eine gute Darstellerin. Eine Prachtleistung war schließlich noch die Pfarrerkonferenz, die in Sangs Hause zu den Wunderthaten des Manns, dessen Gebet so Außerordentliches zu leisten vermag, Stellung nehmen will. Jeder Einzelne dieser „Glaubensverkünder“ war schauspielerisch vorzüglich charakterisiert, so daß die Figur des unruhigen, nach der Wahrheit ringenden Pfarrers Pratt (Herr Adolph Steinert) um so gewaltiger und erschütternder zur Wirkung kam. —

Geographisches.

— Das Nilquellen-Problem. Schon im Jahr 1858 hatte Spate festgestellt, daß der Kagera, der größte westliche Zufluß des Viktoria-Sees, als Nil den See wieder verläßt. Nachdem danach Stanley vergeblich die Quellen des Kagera-Nil gesucht hatte, und neben andren besonders Dr. Stuhlmann wertvolle Beiträge zur Geographie des Kagera geliefert hatte, glaubte im Jahre 1892 Dr. Baumann die Quelle des Kagera und damit des Nil gefunden zu haben. Er schreibt in seinem Werk: „Durch Massailand zur Nilquelle!“. „Wir standen an der Quelle des Nil“. Er hatte die Quelle des Rubuvu gefunden, den er für den Quellfluß des Kagera hielt. Indes hat schon der Hauptmann Ramsay festgestellt, daß der Rubuvu nur als ein Nebenfluß des aus dem Manjuru und Njavarongo entstandenen Kagera angesehen werden kann. Nur darüber konnte also noch Meinungsverschiedenheit herrschen, ob der Manjuru oder der Njavarongo der eigentliche Quellfluß sei. Es ist nun das Verdienst des Dr. med. Richard Kandi, nicht nur festgestellt zu haben, daß der Njavarongo der eigentliche Quellfluß ist, da er größere Wassermengen mit sich führt, als sein Nebenbühler, der Manjuru, sondern auch denselben bis zu seiner Quelle verfolgt zu haben. Er hat in der Mitte Juli 1892 die Quelle in den Randgebirgen

gefunden am Ende eines Thals, aus dem der Quellbach Nularara aus einer pfadlosen, mit Wald und üppigster Vegetation erfüllten Schlucht als 30 Centimeter breites Minusal herausschießt. Die Quelle selbst verläßt einen kleinen feuchten Kessel am Ende einer Klamm Tropfen auf Tropfen, so daß es mich Zeit genug kostete, einige Flaschen Wassers zur Erinnerung für mich zu sammeln," berichtet der Entdecker. Der Nularara vereinigt sich bald mit dem Rhogo, von dessen Mündung an der Fuß den Namen Njavarongo führt. Auch den Rhogo hat Dr. Standt bis zu seinem Ursprunge verfolgt. Er stellte fest, daß „er mit drei Quellen aus drei neben einander liegenden Schluchten oder besser Einschnitten entspringt.“ —

Medizinisches.

— Ueber die Unfähigkeit mancher Frauen, ihre Kinder selbst zu stillen, schreibt die „Umschau": Die große Mehrzahl der Frauen, die ihre Kinder nicht stillen, ist thatsächlich physisch unfähig dazu. So waren z. B. in der Entbindungsanstalt in Stuttgart nur 23 bis 25 Proz. der Frauen im Stande, ihre Kinder ausreichend zu stillen. v. Bunge glaubt, daß in Mitteleuropa überhaupt mehr als die Hälfte der Frauen nicht im Stande ist, ihre Kinder zu nähren. Im Altertum dagegen war nach Wiebert eine künstliche Kinderernährung gänzlich unbekannt. Erst um das Jahr 1500 tauchen die ersten Angaben über künstliche Kindesernährung in Deutschland auf. Im Orient ist auch heute noch eine künstliche Ernährung der Säuglinge unbekannt. Die Unfähigkeit zu stillen scheint bei uns also erst in den letzten Jahrhunderten entstanden zu sein. v. Bunge hat nun durch Fragebogen, die er an Aerzte im deutschen Sprachgebiet verhandt hat, versucht, die Quellen dieses Unvermögens zu finden. 2000 Fragebogen hat er zurückerhalten, aber nur 665 zu seinem Zweck verwenden können. Von diesen 665 Frauen waren 182 befähigt zum Stillen, 483 nicht. Es ergab sich weiter aus den Fragebogen, daß die Erblichkeit der Unfähigkeit zum Stillen klar sich erweisen ließ. Kann eine Frau ihr Kind nicht stillen, so kann fast ausnahmslos auch die Tochter nicht stillen, und die Fähigkeit ist unüberwindlich für alle kommenden Generationen verloren. Ferner aber zeigte sich, daß die Tuberkulose keine wichtige Rolle unter den Ursachen der vererbten Unfähigkeit zum Stillen spielt, ebenso wenig Geisteskrankheiten. Dagegen erhellte ein gewisser Zusammenhang zwischen Caries der Zähne und Unfähigkeit zum Stillen. Der Alkoholismus jedoch ist auch in dieser Frage von großer Bedeutung. v. Bunge fand aus seinen Fragebogen folgendes: Ist der Vater ein Säufer, so verliert die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist damit unüberwindlich verloren für alle kommenden Generationen. Die Unfähigkeit zum Stillen ist aber keine isolierte Erscheinung. Sie paart sich mit andren Degenerationserscheinungen, insbesondere mit Widerstandslosigkeit gegen Erkrankungen aller Art, besonders gegen Tuberkulose! —

Aus der Pflanzenwelt.

— en. Eine Volkszählung in der Pflanzenwelt. In der botanischen Abteilung der „Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft" hat der Vorsitzende Professor Vines die Sitzung mit einem bemerkenswerten Vortrag eröffnet, der sich mit der Zahl der bekannten Pflanzenarten und ihrer Entwicklung beschäftigte. Bei der Betrachtung solcher Zahlen muß freilich von vornherein in Rechnung gezogen werden, daß der Begriff der Pflanzenart nicht scharf umgrenzt ist, und daß die verschiedenen Gelehrten eine Pflanzengruppe teils als Art, teils als Abart oder Varietät auffassen können. Abgesehen davon ist zunächst daran zu erinnern, daß Linné in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rund 10 000 Pflanzenarten unterschied, davon etwa 1000 niedere Pflanzen (Archptogamen). Die Entwicklung der Pflanzenkunde nahm aber so reichende Fortschritte, daß in der ersten Uebersicht der Pflanzenarten, die im 19. Jahrhundert durch Persoon (1807) herausgegeben wurde, allein 20 000 höhere Pflanzenarten (Phanerogamen) genannt wurden. Am Ende des 19. Jahrhunderts beträgt die Zahl anerkannter Arten lebender Pflanzen der Schätzung nach 175 596, darunter 105 231 blühende Pflanzen, 3352 Farne und deren Verwandte, 7650 Moose und Lebermoose, und 59 263 Pilze, Flechten und Algen. Diese Ziffern enthalten einen Beweis dafür, daß die Eröffnung und Erforschung neuer Erdgebiete, die ein hervorragendes Merkmal des 19. Jahrhunderts gewesen ist, auch auf die Erweiterung der Botanik den bedeutendsten Einfluß genommen hat. Ferner ist die Thatsache interessant, daß diejenigen Pflanzenfamilien, die in den früheren Abschnitten der Erdgeschichte eine sehr starke Entwicklung gezeigt haben, jetzt im Niedergang begriffen scheinen und eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen, während die Flora der Gegenwart hauptsächlich durch das Uebergewicht der Gefäßpflanzen und Pilze gekennzeichnet wird. Mit Rücksicht auf die zukünftige Entwicklung der Pflanzenkunde hielt sich Professor Vines zu der Annahme berechtigt, daß die Botaniker heute noch nicht die Hälfte der wirklich vorhandenen Pflanzenarten kennen. Andererseits dürfte die Entdeckung wesentlicher neuer Formen nicht mehr zu erwarten sein, da sich schon in letzter Zeit die Gebietserweiterungen des Pflanzenreichs in der Hauptfache durch Beschlagnahme solcher Provinzen vollzogen hat, die früher unbeanstaltet zum Tierreich gerechnet wurden. Dies trifft

besonders mit Hinblick auf die Bakterien zu, die, vor 200 Jahren zuerst entdeckt, lange zu der Klasse der Urtiere gestellt wurden, bis 1858 Cohn ihre pflanzliche Natur und ihre Verwandtschaft zu den Pilzen erkannte. Auf die Bedeutung, die den Bakterien heute zukommt wird und die ihnen einen besonderen Zweig der Wissenschaft, die Bakteriologie, eingeräumt hat, ist ein Hinweis kaum mehr nötig. —

Humoristisches.

— Opposition. Vortragender (nachdem er über den Nutzen der vegetarischen Lebensweise gesprochen hat): „Ist jemand da, der gegen meine Ausführungen das Wort ergreifen will?"

Stimme aus dem Publikum: „Ja wohl! Kellner! Eine Blutwurst!" —

— Boshaft. Weinändler: „Diese Nacht sind mir 4 Orhst Wein gestohlen worden. Die Polizei hat schon in einer Belamtmachung vor dem Anlauf gewarnt." —

Freund: „Wohl die Sanitätspolizei?" —

— Vom Telephon. „Das Telephon macht in Rußland nur sehr langsame Fortschritte, und kein Wunder dies! Stelle Dir vor, ein Mann geht zum Telephon und schreit: „Hallo! Sind Sie dort, Dvisajtkiwtschmarwoiczi?"

„Nein! Ich bin Bolensschouslaffimodnitschgroloff! Wer spricht?"

„Schimododiertrujaksmytschkesmoff! Ich möchte gerne wissen, ob Aliferomanslestschilimajuschwaftowstweibiersticz und Dwisostschsmartwoiczi noch immer bei Ihnen bedientet sind?" —
(„Lust. Bl.")

Notizen.

— Eine Geschichte der Karikatur in ganz Europa wird im nächsten Frühjahr bei A. Hoffmann u. Cie. in Berlin erscheinen. Es handelt sich nicht nur um eine geschichtliche Entwicklung der politischen Karikatur, sondern auch die zahlreichen Darstellungen satirischer Zeichner des litterarischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens in Deutschland und den andern europäischen Staaten sollen behandelt werden. —

— Eine polnische Riechsch-Ausgabe wird von einer Warschauer Verlags-Buchhandlung vorbereitet. —

— Aus dem Druckschriftenverzeichnis der deutschen Universitäten ist zu ersehen, daß vom 15. August 1898 bis zum 14. August 1899 die Universität Erlangen allein 180 juristische Dissertationen aufzuweisen hat, Berlin mit seinen 2000 Rechtsstudierenden dagegen nur 12, München gar nur 2. In andren Universitäten, wie z. B. Heidelberg und Leipzig wurden keine juristischen Promotionschriften dem Druck übergeben. Jena fördert neuerdings die Drucklegung. —

— Die Pensionsanstalt der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger hat im letzten Geschäftsjahr an 1000 Pensionäre und 250 Alters- und Leibrentner rund 280 000 M. ausgezahlt. —

— Georg Engels in Berlin verbotene Komödie „Der Ausflug ins Sittliche" wird am 27. September im Hamburger Thalia-Theater seine Erstaufführung erleben. —

— Wolzogen's Münchener Stück „Die hohe Schule" hatte am Deutschen Volks-Theater in Wien einen Achtungserfolg. —

— Heinrich Platzbeders Operette „Der Wahrheitsmund" wurde bei der ersten Aufführung im Dresdener Residenz-Theater beifällig aufgenommen. —

— Der Krefelder Verkehrsverein hatte Preise von 1000 M., 800 M. und 200 M. für die besten Entwürfe eines die dortigen Verkehrsinteressen fördernden Bildplakats ausgeschrieben. Es gingen fünfzehn Entwürfe ein. Der erste Preis wurde keinem Entwurf zuerkannt. Den zweiten erhielt Alfred Mohrbutter-Berlin, den dritten Willy v. Wederath-München. Der Verein wird den Versuch zur Erlangung eines entsprechenden Plakats wiederholen. —

— Die 12 Mitglieder der Wells-Expedition, welche die von Kamibalen bewohnte Insel Torturas im Golf von Californien erforschen wollten, sind den Wilden dieser Insel in die Hände gefallen; nur drei Männer konnten sich retten, die andren wurden ermordet. —

— Feigen üben einen heilsamen Einfluß auf Magen und Eingeweide aus und empfehlen sich, wie der „Praktische Wegweiser" schreibt, stets bei Verdauungsstörungen. Aber auch alle, die an den Atmungsorganen leiden, sollten sich der Feigen als Heilmittel bedienen. Einen ausgezeichneten Brustthee erzielt man durch eine Abkochung von gewöhnlicher Gerste mit Feigen und einer Hand voll Rosinen. Bei Zahngeschwüren werden schon seit langer Zeit Feigen angewendet; die Feigen werden dabei der Breite nach durchgeschnitten, in lauwärmer Milch aufgeweicht und auf das Geschwür gelegt. —